

*Würdigung von Prof. Dr. Srinivasa Ayya Srinivasan,
Universität Hamburg, durch seine Schülerin und
Nachfolgerin Eva Wilden, anlässlich der Gedenkfeier
am 20. Mai 2019*

Es war im Wintersemester 1988/89, daß ich, gerade frisch in Hamburg, Professor S.A. Srinivasan das erste Mal begegnete. Es war im Rahmen eines Seminars zum *Mahābhārata*. Nein, keine Heldenschlacht, sondern das Thema war, oh Wunder, *ahimsā*. Sanskritanfänger im dritten Semester, wußte ich vermutlich nicht einmal genau, was dieses Wort bedeutet. Nach dem Seminar war es mir nicht klarer: seine Ausführungen waren nicht auf Anfänger zugeschnitten. Jede Erklärung fing mit dem Satz an: „ja, das ist ein großes Problem.“ Das ist ein weites Feld, Luise.

Drei Jahre später saß ich in seinem Tamil-Einführungskurs. Tamil war damals die Alternative zu Hindi als moderner indischer Sprache, eine Pflicht auch für Sanskritisten. Gemeinsam mit Barbara Bomhoff und zwei oder drei anderen versuchte ich, wenigstens unscharfe Umrisse jenes anderen Universums zu begreifen, daß er uns zeigte. Zu zeigen versuchte, sollte ich sagen, denn die Lehrmaterialien waren kläglich, und zudem gehört es mit zu den schwierigsten Dingen, anderen die eigene Muttersprache nahezubringen.

Im Wintersemester 1993 dann hatte er eine Idee, die man wohl nicht umhin kann als wild zu bezeichnen. Mit blutigen Tamil-Zwei-Jährlingen – seine beiden fortgeschrittenen Studenten Barbara Schuler und Dominic Goodall waren beide nicht in Hamburg – wollte er gerne das *Tolkāppiyam* lesen. Für Außenseiter, das *Tolkāppiyam* ist die älteste erhaltene einheimische Abhandlung zur Grammatik,

vielleicht zurückgehend auf den Beginn unserer Zeitrechnung und einer der schwierigsten Texte überhaupt. Niemand fühlte sich im entferntesten angezogen. Ich aber hatte eine Schwäche für Grammatiken und fragte ihn also: „Grammatik welcher Sprache?“ „Oh“, sagte er, „ich verstehe.“ Und dann drückte er mir ein Bändchen mit Übersetzungen aus dem klassischen Tamil in die Hand: A.K. Ramanujan's Interior Landscape.

In jenem Herbst begann unsere persönliche Lehrer-Schüler-Beziehung. Keine langatmigen Abschweifungen mehr – zum Narmada-Staudamm, zur Emanzipation der Frauen, zu der Tatsache, daß Indien seit der Unabhängigkeit kein einziges seiner vielen Probleme gelöst habe. Seine Augen waren hellwach, seine Erklärungen waren präzise, seine Konzentration war ganz auf die paar Zeilen gerichtet, die vor uns lagen. Ein Gedicht pro Sitzung, nicht mehr, nicht weniger – *Aiṅkurunūru*, *Kuruntokai*, *Puranānūru*. Die ersten paar Monate wurde ich gefüttert wie ein Flaschenkind: jeder Text kam handgeschrieben mit kompletter Analyse der Formen und ihrer Bedeutungen. Dann gab er mir das Tamil-Lexicon, zusammen mit Beythans Grammatik, und ich mußte klarkommen. Oft saß ich einen vollen Tag oder länger an vier oder fünf Zeilen. Jede Woche brachte er Bücher mit: Zvelebil, Kailasapathy, Takahashi, Manickam, Sivaraja Pillai, aber auch Empsons Seven Types of Ambiguity, Ecos I limiti dell'interpretazione.

Er war besessen von der Mehrdeutigkeit, der poetischen, der morphosyntaktischen, der semantischen, der beabsichtigten und der unbeabsichtigten. Ich war besessen von der hermetischen Perfektion der Sprache, die ohne einen Großteil dessen auskam, was ich im Sanskrit so zu schätzen gelernt hatte, angefangen mit den Kasussuffixen. Es waren unvergeßliche Stunden, die sich reihten wie Perlen auf einer Schnur. Im Sommersemester lasen wir mehr Caṅkam-Gedichte, im Winter folgte dann endlich das *Tolkāppiyam* – immer noch viel zu hoch für mich – und ich wußte bereits, daß meine Habilitation in diesem Bereich liegen würde. So begannen wir, das *Kuruntokai*

zu lesen, nicht wie Ramanujan die Rosinen herauszupicken, sondern jedes einzelne Gedicht von Anfang bis Ende. „Alle diese Texte müßten neu herausgegeben werden“, sagte er. „Wir haben keine einzige kritische Edition.“

Pia pflegte damals mit Srini ins Institut zu kommen und ihm in jeder Sitzung Tee zu bringen. „Aber Pia, hast Du auch für Dich genommen?“, fragte er. Und der rituelle Nachsatz war: „ich bin ein Mann; ich habe nicht verdient, daß man mir Tee kocht.“ „Wann ist Srini in Ruhestand gegangen? 1996? 1997?“, „Wir bleiben in Verbindung.“ „Seit der Zeit fuhr ich einmal die Woche nach Reinbek, um mit ihm zu arbeiten. In jenen Jahren machte er mir zwei Geschenke. Das erste war Cāminātaiyar’s Erstausgabe des *Kuruntokai* von 1937. „Das ist kein Buch um damit zu arbeiten“, sagte er. „Das ist ein Buch für die Pūjā.“

Das zweite Geschenk, vielleicht noch kostbarer, war seine eigene Haltung zu dem, was es bedeutet, wissenschaftlich zu arbeiten. „Das ist doch sehr simpel“, sagte er gewöhnlich, wenn er mir wieder ein Buch in die Hand drückte. „Die Leute machen es sich zu einfach. Das ist das Prinzip des zu langen Bremsweges.“ Man ist gewöhnlich froh, wenn man irgendeine Erklärung findet. Aber das reicht nicht. Niemals den einfachen Weg nehmen. Immer den Gedanken bis zu Ende denken. Aber es gab auch solche, die er bewunderte, wie den Romanisten Leo Spitzer oder seinen eigenen Lehrer in der Hamburger Iranistik, Wolfgang Lenz. Er selber ging damals schon nicht mehr auf Konferenzen. Er schrieb kaum noch, fest im Griff der Dāmonin, Nīlakēśi.

Srini war ein außergewöhnlicher Mann, ein Mann mit Weitblick. Er wollte gern sein weites Feld, *India as a Linguistic Area*, im demischen Sakaystem verankert sehen. Indien in seiner ganzen betörenden Komplexität, das klassische wie das moderne, nicht nur Sanskrit, sondern auch Hindi, Bengali, Marathi. Dazu gehören sollten aber endlich auch die dravidischen Sprachen – nicht nur Tamil, sondern auch Kannada, Telugu und Malayalam, die Sprache seiner Mutter. Die Zeiten waren nicht danach. Er hatte wenige Studenten, und seine Professur wurde im Jahre 1998 als Neuindologie

wieder besetzt – unter ausdrücklichem Ausschluß der dravidischen Sprachen. Aber die Saat hat dennoch Früchte getragen. „Oder“, höre ich seine Stimme fragen, „hat sich nur die akademische Mode gewandelt?“

Heute hat Hamburg wieder eine Tamilistik.

Es gibt Doktorarbeiten, Publikationen, und junge Leute, die sich die Köpfe heißreden, um die feineren Punkte einer Interpretation zu klären.

Dank Srimi haben sie hier die beste dravidische Bibliothek außerhalb von Indien.

Er wird nicht vergessen werden, denn sein Geist lebt mit uns und in uns fort.